



Liebe Gemeinde,

Ist es Zeit für eine Moralpredigt?

Das war jedenfalls mein erster Gedanke, als ich den Predigttext für den heutigen Sonntag gelesen habe.

Paulus ermahnt seine Gemeinde. Er warnt sie vor Fehlverhalten und schließlich gibt er ihnen eine klare Anweisung, wie sie als Christen miteinander umgehen sollen.

Hören sie selbst. Ich lese aus dem 2. Kapitel des Philipperbriefes:

Leben in der Gemeinschaft mit Christus

21 Ist nun bei euch Ermahnung in Christus, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit,

2 so macht meine Freude dadurch vollkommen, dass ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmütig und einträchtig seid.

3 Tut nichts aus Eigennutz oder um eitler Ehre willen, sondern in Demut achte einer den andern höher als sich selbst,

4 und ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was dem andern dient.

Sind diese Worte für uns geschrieben?

Die Aufforderung in Liebe miteinander verbunden zu sein, nicht den eigenen Vorteil oder die persönliche Eitelkeit als Antrieb zu nehmen um sich sozial zu engagieren, die Demut vor dem anderen und schließlich der Impuls, sich an dem zu orientieren, was dem anderen dient – das erscheint wie ein Gegenentwurf zu unserer Gesellschaft.

Die Ermahnungen des Apostels Paulus an seine Gemeindeglieder in Philippi, die er vor fast 2000 Jahren schriftlich an sie gerichtet hat, lassen auch uns fragen, wie wir miteinander leben und umgehen wollen und wie wir uns das für die Zukunft vorstellen. So werden diese alten Worte spannend und hoch aktuell.

1) Was kennzeichnet unsere Gesellschaft (nicht nur Kirchengemeinde – ganz allgemein)

Das Stichwort, das mir in der letzten Zeit am häufigsten begegnet ist „Angst“.

Angst vor Überfremdung, Angst vor Asylsuchenden, Angst vor Terrorismus und politischem Extremismus, Angst vor Armut, schlicht davor weniger zu haben als Andere und irgendwie zurück zu bleiben.

Schaut man genau hin und betrachtet die Fakten, dann stellt man sehr schnell fest, dass es für die meisten dieser Ängste keine wirklichen Gründe gibt. Die Angst ist diffus. Sie ist subjektiv. Sie ist nicht wirklich zu greifen. Und so kann man ihr auch nur schwer begegnen und etwas entgegensetzen. Die Angst ist einfach da. Sie ist Teil unserer Gesellschaft. Sie nimmt in den

letzten Jahren immer mehr zu. Und sie verselbständigt sich. Das ist ein psychologisches Phänomen. Irgendwann bekommt Angst eine Eigendynamik.

Sie lässt uns nicht mehr rational denken und handeln. Was dabei entsteht ist eine romantisierte Sehnsuchtsidylle, in der alle zusammenhalten, in dem sie sich gegen alles Fremde abschotten. Das Produkt der Angst ist wie das Epos eines fast schon apokalyptischen Kampfes zwischen Gut und Böse, zwischen denen die dazugehören und den Fremden, zwischen Bewahrern und Veränderern.

Ausgetragen wird dieser Kampf vor allem mit Worten in den Parlamenten unserer europäischen Demokratien, in den Talkshows unserer Rundfunkanstalten, an den Stammtischen in den Wirtschaftshäusern quer durchs Land. Und vor allem in den sozialen Medien.

2) Solidarität als Gegenmittel zur Angst

Das ist in aller Kürze und Subjektivität (mein persönlicher Blickwinkel) eine Momentaufnahme unserer Gesellschaft.

Und auf diese treffen nun die Worte des Apostels Paulus.

Seine Ermahnungen sind keine harten Worte, vielmehr sind sie ein geradezu liebevolles Werben. Ein Fingerzeig, der die Menschen, die ihm am Herzen liegen, auf der richtigen Lebensspur halten will.

Paulus schreibt an gegen die Gefahr der Vereinnahmung seiner christlichen Gemeinde durch die sie umgebende Gesellschaft. Er will nicht, dass seine Gemeindeglieder ihre Werte und ihre Überzeugungen an den Nagel hängen, dass sie das Evangelium und mit ihm ihre christliche Freiheit ausblenden und dem Mainstream hinterherrennen. Dass sie nach und nach die Parolen (Irrlehren heißt es bei Paulus) verinnerlichen, denen sie Tag um Tag begegnen.

Einträchtig, in Liebe verbunden, demütig, auf das Wohl des anderen bedacht – wenn man die vielen paulinischen Adjektive auf den Punkt bringt, dann lässt sich sagen: Paulus wirbt für ein solidarischeres Miteinander im Geiste Jesu.

Das ist das Zentrale: der Bezug auf das Evangelium. Die Rückbindung von Solidarität und von Gemeinschaft an Jesus Christus.

Gemeinschaft und Solidarität sind ja auch zwei Schlagworte, die in der Gegenwart wieder zunehmend an Bedeutung gewinnen. Es sind vor allem die neuen Rechten Bewegungen, die dieser Sehnsucht in den Menschen Raum geben. Doch die Solidarität die da gepredigt wird, ist exklusiv. Wir – im miteinander und in der Fürsorge füreinander – gegen das Fremde, gegen die anderen, gegen die, die anders denken.

In diesen Gedanken tritt der Angst der Menschen eine Solidarität gegenüber, die die eigene Gemeinschaft in der Ausgrenzung gegenüber anderen definiert und stärkt.

Die Ideale einer christlichen Gemeinschaft, die Paulus vertritt, sind dagegen fundamental anders. Denn die Solidarität, die in der Gemeinde Jesu sichtbar werden soll, ist offen. Für alle. Sie orientiert sich nicht an den Ängsten und Sehnsüchten einer kleinen Gruppe, sondern am Wohl des Schwächsten.

In einer Gesellschaft, die von Jesus Christus geprägt ist, geht es also nicht zuerst um das Ich, sondern um das Du. Nicht um die eigenen Angst, sondern um die Bedürfnisse des Du. Und im Ausgleich dieser gegenseitigen Bedürftigkeiten werden wahre Gemeinschaft und wahre umfassende und vor allem selbstlose Liebe sichtbar, die ihren Ausgang in Jesus Christus nehmen und so auch von seinem Geist getragen sind.

3) Jesus Christus als Quelle und Ideal für unser Sozialverhalten

Diese uneingeschränkte Solidarität füreinander, diese demütige Haltung gegenüber den Mitmenschen ist Paulus so wichtig, dass er ihr die gewichtigste Begründung anfügt, die für ihn denkbar ist:

Ich zitiere ein urchristliches Lied, den sogenannten Philipperhymnus, der unmittelbar auf die Worte des Predigttextes folgt:

*„Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht:
Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein,
sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.
Sein Leben war das eines Menschen;
Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod,
bis zum Tod am Kreuz.
Darum hat ihn Gott erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen,
damit alle im Himmel und auf der Erde und unter der Erde
ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu
und jeder Mund bekennt: „Jesus Christus ist der Herr“ – zur Ehre Gottes, des Vaters.“*

Was Jesus Christus tat, ist unvergleichlich. Doch es soll uns anspornen es ihm (ansatzweise, in menschlichem Maß) gleich zu tun.

„Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein.“

Allein dieser eine Satz!

Wie oft benehmen wir uns wie kleine Götter. Als Götter haben wir Macht. Als Götter können wir bestimmen. Keiner will von seinem selbst erschaffenem Thron gestoßen werden! Nicht von dem der Überlegenheit gegenüber Menschen, die bei uns Hilfe suchen. Nicht von dem Thron der Überlegenheit gegenüber den Nachbarn, über die ich mit meiner spitzen Zunge Macht ausübe. Nicht vom Thron der Überlegenheit gegenüber

Und schon ist sie wieder da, unsere Angst, die Angst vor dem Verlust, vor der Bedeutungslosigkeit.

Jesus dagegen zog es vor sein Leben nicht als Gott, sondern als Sklave zu führen.

Für uns ist das undenkbar! Gleich, gleichberechtigt, selbstbestimmt, völlig frei und ungebunden, als Herr, als Gott des eigenen Lebens – so wollen wir in der heutigen Zeit leben.

Sklave sein dagegen, damit verbinden wir Unterwerfung und Zwang. Wer ein Sklave ist, der ist ausgeliefert. Und genau das hat Jesus getan.

Er hat sich an das Menschsein ausgeliefert, kompromisslos bis zum Ende!

Und zum Menschsein gehört eben nicht nur das eigene Ich, das eigene Ego, sondern der Mitmensch, das Du. Wir leben in einer weltweiten Gemeinschaft. Gerade im Zeitalter der Globalisierung ist jedem bewusst, dass es keinen wirklichen Rückzug hinter Mauern und Grenzzäune geben kann, denn alles was wir tun (Nahrungsmittel, Konsum, Handy, Getreidepreise, ...) hängt mit Menschen überall auf der Welt zusammen.

Und so bleibt Paulus Appell an die Solidarität und kompromisslose Nächstenliebe, die er an seine Gemeinde richtet, für mich so aktuell wie damals vor 2000 Jahren: „Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen.“

Ich bin mir sicher, dass das gelingt in der Freiheit, zu der Jesus Christus uns befreit hat. Denn unser Denken und Handeln muss nicht von Angst bestimmt sind. Wir können leben und handeln als Kinder Gottes, so wie Jesus Christus es uns vorgelebt hat. Wir können demütig den Anderen mit seiner Bedürftigkeit in den Fokus unsere Aufmerksamkeit stellen. Wir können vom Ich zum Du kommen und damit die Perspektive eines Sklaven einnehmen, der schaut, wo seine Arbeit gebraucht wird. Aber eben nicht aus Zwang, sondern frei.

Als Christen können wir solidarisch handeln und leben weil wir nicht Gott sein müssen, sondern Menschen. Und darin nimmt uns Jesus Christus an die Hand. Er führt uns aus der Angst in die Freiheit souveräner Menschlichkeit!